Der grosse Tod

Autor(en): **Motschi, Eduard**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **44 (1940-1941)**

Heft 19

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-671458

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

glich. „Potz Donner", brummte der Bauer und kletterte behend vom Wagen. Das Pferd hatte die Ohren gespitzt und scharrte unruhig mit den Hufen.

Behutsam, die Laterne in der einen Hand, stapfte der erschrockene Mann durch das Gras. Unter einem Kirschbaum fand er den kleinen Sohn seines Bruders. Ein jäher Schreck fuhr ihm in die Glieder. Stumm nahm er den Knaben auf die Arme, trug ihn zu seinem Gefährt und fuhr ihn heim aufs Hübli.

Es war kaum Tag, als des Hüblibauern Frau auf dem Talhof erschien. Ihr Mann hatte in etwas mürrischem Ton gesagt: „Man muß ihm wohl berichten."

Der Talhofbauer meinte schier, der Schlag treffe ihn, als er die Unglücksbotschaft vernahm. Die Frau machte ihm kein Hehl daraus, daß das Kind in traurigem Zustand daliege, der Doktor werde jeden Augenblick kommen.

„Jesus, Jesus, mein Einziger!" stöhnte der Bauer einmal ums andere; seine Knie zitterten. Er wurde weich wie ein Kind, vergaß, daß er die Frau seines Feindes vor sich hatte. Er ging sogleich mit ihr zu seinem Kinde.

Fritzli lag bleich und fast regungslos in den Kissen, als sie in die Kammer traten. Wie er den Vater sah, fuhr er erschrocken zusammen. „Ich nahm sie nur für den Ruedi, die Kirschen", sagte er leise, ängstlich.

Unten öffnete jemand die Haustüre. Es war der Arzt. Das Herz wurde dem bestürzten Vater leichter, als er hörte, die Verletzungen seien nicht so ernsthafter Natur, wie es auf den ersten Blick den Anschein gehabt habe. Ein schlimmes Ende hätte es allerdings nehmen können, wenn man den Buben nicht sogleich gefunden hätte. Nun aber sei für den Verunglückten strengste Ruhe erforderlich.

Die Bäuerin drückte dem Vater noch den Brief seines Buben in die Hand und hieß ihn in die Stube gehen.

Die beiden Brüder standen sich gegenüber.

Eine erdrückende Stille, eine eisige Beklemmung lastete über ihnen. Der Hüblibauer brach das Schweigen zuerst. Was der Doktor gemeint habe, fragte er. „Es ist gottlob nicht so schlimm", kam es zurück.

Die Frau kam herein, sie stellte Kaffee, Brot und Käse auf den Tisch und sagte: „Esset!" Leise, mit bekümmertem Herzen ging sie hinaus.

Die Männer aber begannen mit einem Male zu fühlen, wie nichtig und klein sie waren in ihrer Zwietracht.

Und an diesem Morgen begruben sie für immer ihren alten, tiefen Hader.

Im nächsten Frühling aber, als der Kirschbaum beim Talhof in seiner schönsten Blütenpracht prangte, sagte der Bauer zu seinem Fritzli: „Diesmal brauchst du dem Ruedi keine Kirschen mehr zu bringen, Bueb."

„Warum Vater?" „Weil der Baum jetzt zum Hübli gehört."

E. Müller-Schuppisser.

Der große Tod.

Jetzt ist die Welt so schön, als ob hernach das [Sterben käme,
so schön, wie eine kurze, gnadenvolle Zeit;
Der Himmel ist so blau, so unermeßlich weit,
daß kaum ich meine ungestüme Wanderlust be= [zähme.
Mich trägt mein Silberrad, wohin mein drängend Herz es leitet:
Durch roten Klee, Salbei und Skabiosen blaß . . .
Maschinen rattern, — Halme fallen leicht und laß
und neigen ihre Häupter, schauertonbegleitet.

Klingt nicht das Rattern wie ein meckernd Hohn= [gelächter?
Wo tönt es her, — aus Wiesen oder ferner, heißer [Schlacht?
Hat es der Wind vom Westen dräuend mitge= [bracht? . . .
Hier fallen Halme, Gräser, — dort fällt manch [Gerechter!
Der große Tod hat drüben mähen schon begonnen,
der große, grause Tod: er schreitet frech und schnell
in Mitrailleusen kläffend, heiserem Gebell . . .
Aus tausend Wunden fließen tausend rote Bron= [nen.

Eduard Motschi.